Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus * Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 8 | 19. Februar 1933 | 39. Jahrgang

Schriftleiter: Artur Wenske, Łódź. Postadresse: „Hausfreund" Łódź, skrz. poczt. 391

„Der Hausfreund" ist zu bezieh. d. „Kompaß"-Drucker. Lodz, Gdanska 130. Er kostet im Inl. viertelj. mit Porto: 1—2 Ex. je Zl. 2.25, 3 u. mehr Ex. je Zl. 2.—. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8.

Postscheckkonto Warschau 100.258. Gaben aus Deutschland werden an das Verlagshaus in Cassel, für Rechn. Hausfreund erbeten, aus Amerika und Canada an den Unionskassierer Dr. A. Speidel, Ruda-Pabjan.

Wie lange, Herr, rächest du nicht...

So rufen die Seligen der Märtyrer Offb. Joh. 6, 10. Gottes Wege in seiner Weltregierung sind dem Menschen immer geheimnisvoll gewesen. Gott bleibt uns in seinem Walten wunderbar. Einst soll es zwar anders werden, dann sollen wir erkennen, gleichwie wir erkannt sind. Er führt auch die Seinen wunderbar Psalm 4, 4. Asaph kann es nicht verstehen, Ps. 73, 16 warum Gott den Frommen durch viele Leiden gehen läßt, während es dem Ruhmredigen, dem Gottlosen, so wohl ergeht. Er kommt dadurch in schwere Anfechtungen. Sein Glaubensschifflein ist dem Scheitern nahe als er das Wohlergehen der Gottlosen und die Not der Frommen mit der Gerechtigkeit in Einklang bringen will. Nur das Licht aus dem Heiligtum bewahrt sein Glaubensschifflein vorm Zerschellen an diesen Zweifelsklippen.

Uns bereiten die Wunderlichkeiten der göttlichen Zulassung viel Glaubensschwierigkeiten. Weshalb muß Hiob so leiden? Weder er noch seine Freunde finden eine befriedigende Antwort. Wohl sagt der Apostel, daß „unser Glaube viel köstlicher erfunden werde, als das vergängliche Gold". Warum muß Jakobus, der Gerechte, sein Leben unter dem Henkerbeil des gottlosen Herodes lassen? Warum wird Stephanus, der Mann voll des Heiligen Geistes, hinausgeführt aus der heiligen Stadt und wie ein Uebeltäter gesteinigt? Warum müssen um Jesu willen so viele Gut und Leben lassen? Warum wurden durch die Jahrhunderte Millionen von Blutzeugen um ihrer Liebe zu Jesus und um ihres Zeugnisses willen gepeinigt und getötet? Warum? Warum scheint in Rußland der Satan von seiner Kette losgekommen zu sein und sucht durch die ausgesuchtesten Marter die Gläubigen zu verschlingen? Warum? Hernach wirst du es erfahren! O, Herr, wie sind deine Wege so unerforschlich tief!

Die Bosheit muß reif werden. Wir leben in der Zeit des Reifens. Laßt beides wachsen bis zur Ernte, sagt Jesus. Gott wartet, er kann warten. Seinem Gericht kann niemand entfliehen. Er muß warten, bis die Bosheit ausgereift ist. Nicht der geringste Vorwurf darf seine Gerechtigkeit treffen, daß er sich durch den Frevel und Bosheit der Menschen hat erbittern lassen und mit seinem Gericht hereingebrochen ist, ehe die Bosheit reif geworden war. Er will warten bis alle seine Rettungsversuche und Gnadengelegenheiten verschmäht worden sind. Seine Gerechtigkeit verlangt es, daß Gott alle Rettungsmittel erschöpft, alle Rettungsversuche angewendet hat. Und das tut Gott! Reichlich tut er es durch die Predigt des Evangeliums, durch das Bekenntnis seiner Kinder, durch die Arbeit seines Geistes. Er will retten. Dieses Wort erklärt uns, weshalb Gott von solch großer Barmherzigkeit ist.

Jesus unterlag nicht, obwohl man ihn ans Kreuz schlug. Die Bosheit konnte über ihn nicht triumphieren. Und wenn auch die Sache Gottes zu unterliegen scheint, so ist das nur eine optische Täuschung: die Rechte des Herrn behält den Sieg.

Hat nicht die Rechte des Herrn den Sieg behalten, als Herodes und Nero Schwert und

Tod über die Jünger des Herrn brachten? Das Heidentum ist in nichts versunken. Wo heidnische Altäre aufflammten, stehen heute Kirchen und mit ihren Türmen weisen sie, Fingern gleich, nach oben, nach ihm, der aufgefahren ist .und nun sitzt zur Rechten Gottes, von wannen er kommen wird zu richten die Toten und die Lebenden?

Hat nicht die Rechte des Herrn den Sieg behalten, als man die Träger des Gottesgedankens, die Täufergemeinden verfolgte, und die „Christenheit" die Blutdurst eines Nero weit in den Schatten stellte durch ihren Blutrausch? Die Kirchen zerfallen, weil sie den Todeskeim in sich tragen, aber die Gemeinde steht und die Pforten der Hölle können sie nicht überwältigen.

Die Rechte des Herrn behält den Sieg, auch wenn sich die antichristlichen Höllenmächte bemerkbar machen. Mit dem Hauch seines Mundes wird der Herr für sein Volk streiten. Und jedes Knie soll sich vor ihm beugen und jede Zunge wird bekennen, daß Jesus der Herr sei...

Alles hat seine Zeit... auch Verfolgung, auch der Tod um Jesu willen. Alles muß reifen. Und wenn die Bosheit reif geworden ist, wird er seinen Engeln sagen: „Sammelt das Unkraut in Bündeln und werft es in Feuer!..."

Segnendes Leid

Das ist der Segen dieser dunklen Stunden,
in denen unser Leib in Schmerzen schreit,
daß unsre Seele, alles Irdischen entbunden,
ganz leis die Flügel hebet, wegbereit.

Das ist der Segen: daß wir, jeder Stütze
und jeden Erdenhaltens jäh beraubt,
erkennen: unsre Kraft ist zu nichts nütze:
und mächtig in dem Herrn ist nur, der glaubt.

In dunklen Stunden strahlt uns seine Leuchte.
In Qual und Schmerzen faßt uns seine Hand.
So wird — was einst uns tiefer Schatten deuchte,
ein heller Stern, ein Gruß aus Gottes Land.

Anny Wienbruch.

Am Lohn

Vor den Mauern des düsteren Gefängnisses wandelte Maria Seebusch ruhelos auf und ab. Unverwandt hielt das junge Mädchen die Augen auf das Tor des Gebäudes gerichtet, aus dem, ihrer Berechnung gemäß, die heiß Ersehnten endlich treten mußten. Wen erwartete sie hier. Sie sah nicht danach aus, als verbände sie Freundschaft mit Verbrechern. Ihre ebenmäßige Gestalt und ihr elastischer Gang ließen auf körperliche sowie seelische Gesundheit schließen. Das schöne Gesicht drückte Willensstärke aus.

In diesem Augenblick aber lag auf ihren Zügen vornehmlich unerträgliche Spannung. Hier mußten ja diejenigen vorübergeführt werden, die seit Wochen als Geiseln der Bolschewiken im Gefängnis schmachteten und die heute abtransportiert werden sollten. Die Deutschen waren als Befreier im Anrücken, da mußten die Geiseln als erste evakuiert werden. Maria Seebach hatte die Absicht das Schicksal dieser Schwergeprüften aus freiem Entschluß zu teilen. Ihr Blick wurde jetzt noch womöglich gespannter. Bewegte sich nicht etwas hinter jenem Baum? Oder war es nur ein Schatten?

Aber nun trat sichtbar eine Gestalt hervor. Nach der bäuerlichen Kleidung schien es ein Mensch aus dem Volk zu sein, doch war sein Gang federn wie durch Sport gestählt. Da stieß Maria, den Fremden erkennend, einen Freudenschrei aus. Er näherte sich ihr jetzt sprunghaft, aber er blickte sich derweil spähend um.

„Paul! Paul! Wie konntest du es wagen! Wenn jemand dich sähe! Du wärst verloren!"

Er schloß das Mädchen fest in seine Arme. „Nur dir, Liebste, konnte ich in dieser Verkleidung erkenntlich sein." Sie schmiegte sich fest an ihn, dann aber fuhr sie auf: „Paul, jede Sekunde ist für dich Gefahr. Wie kommst du hierher? Bist du denn nicht mehr bei der baltischen Landeswehr, unsern Weißen?"

„Natürlich! Aber ich habe einige Stunden Urlaub, kenne hier ja jeden Tümpel und jeden Baum, da konnte ich mich hierherschleichen. Wir stehen schon ganz nahe. Nun kommt die Befreiung! Aber ich mußte dich noch vorher sprechen. Ueberläufer erzählten mir, du brächtest allabendlich Lebensmittel ins Gefängnis, vermutlich für unsre arme Nina. Das war heller Wahnsinn. Ich mußte kommen und dich warnen. Weißt du denn nicht, daß viele für solchen Liebesdienst erschossen wurden?" „Ach ja! Das waren aber vornehme Frauen, somit in den Augen der Roten Verbrecherinnen. Mit armen Mädchen wird man kaum etwas tun."

„Ach, Liebste! Denen ist alles recht, wenn sie nur ihren Blutrausch stillen können. Ich flehe dich an! Tue es nie wieder."

„Das will ich auch nicht. Diese abendlichen

Gänge haben ein Ende. Die Geiseln werden noch in dieser Stunde das Gefängnis verlassen. Man sagte es mir, vermutlich halten sie mich für ihre Gesinnungsgenossin, weil ich dem Volk entstamme. Die Klugheit verlangte von mir, sie in diesem Glauben zu lassen. Die Gefangenen sollen durch die Nacht nach Riga geführt werden."

„Das werden wir zu verhindern wissen."

„Dann hättet ihr früher kommen sollen. Die Roten sind in voller Bereitschaft, werden sich ihre Geiseln nicht mehr wie sonst entreißen lassen."

„Bald müssen wir hier sein, alle Vorbereitungen sind getroffen, und jedesmal haben die Roten vor uns Reißaus genommen."

„Ach, Paul, Paul!" sagte sie gequält — „bald werden deine arme Schwester und mit ihr die vielen, vielen verschleppt oder sterbend am Wegrande liegengeblieben sein!"

„Hör auf!" keuchte Paul und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Das grauenvolle Bild, das ihm seine Braut vor Augen geführt, brachte ihn zur Raserei. Er konnte es noch immer nicht fassen, diesen Wahnsinn, der wie ein Orkan über das gequälte Baltenland dahingebraust war, alles verwüstend, was siebenjahrhundertjährige Kultur geschaffen hatte. Jetzt fuhr er auf: „Maria! Warum bist du denn hier an dieser graustigen Stelle, wenn du unserer Nina doch keinen Liebesdienst mehr erweisen kannst? Dein Leben in solche Gefahr bringen, das so Gott will, einst mir gehören wird, ist doch — Wahnsinn."

Sie weinte: „Paul! Ich kann nicht anders. Es ist die letzte Möglichkeit auch für uns. Ich muß Nina retten, muß sie deinen Eltern wiederbringen, sie ..."

„Was glaubst du? Maria! Bist du toll?"

„So begreif doch, Paul! Nina war immer zart. Nun soll sie durch die Gefangenschaft entkräftet, den grauenvollen Weg, ungestützt und einsam gehen. Ich muß mich, wenn der Zug vorbeikommt, in die Reihen der Geiseln zu schleichen suchen. Bei der Dunkelheit und der Aufregung, die solche fluchtartige Evakuation mit sich bringt, hoffe ich unbemerkt bis Riga mitkommen zu dürfen."

„Das — das willst du?" rief Paul fassungslos vor Entsetzen. „Maria! Ich fleh dich an — nein, ich verbiete dir! — So höre doch! Lieber sähe ich dich tot als in Händen dieser Roten!"

„Paul, lieber Paul! Versuch mich zu verstehen! Als man Nina in der Nacht fortführte, war sie fast bewußtlos vor Angst. — Als Tochter des von den Roten verhaßten und begüterten Barons Burgau war sie eine besonders wertvolle Geisel. Der alte treue Jochen stellte sich den wilden Menschen in den Weg, wollte die junge Herrin schützen. Ein Schuß streckte ihn nieder."

„Und mein Vater? Meine Mutter?" Die Frage wurde mit vor Angst erstarrten Lippen hervorgestoßen.

„Deinen Vater hatten die Aerzte in einem Krankenhause zu verbergen gewußt. Es hieß die Roten schonten Frauen und Kinder. Man glaubte ja alles, was nur wie ein Lichtschein erschien. Deine Mutter bot sich an, das Schicksal der Tochter zu teilen, aber man antwortete ihr höhnend, der alten Baroninnen hätten sie schon übergenug, die jüngeren gefielen ihnen besser. Dann riß man ihr gewaltsam die Tochter aus den Armen."

„Aber du, Maria? Ich begreif noch immer nicht. — Ninas Befreiung durch dich — aus solchen Händen! Das ist ausgeschlossen!"

Ja, das natürlich. — Aber krank und verzweifelt wie sie jetzt sein wird, kann sie unmöglich bis nach Riga kommen. Man wird, möglicherweise Verfolgung wegen, im Sturmschritt gehen. Das Schicksal derer, die nicht weiterkönnen? Ein Schuß oder ein Schlag mit dem Flintenkolben macht allem ein Ende."

„Hör auf!" schrie Paul wutbebend. Die Hände ballten sich ihm zu Fäusten.

„Ja, Paul! So steht es! Ich allein könnte Nina stützen, wenn nötig tragen. Und sollte sich mir irgend ein Mittel bieten, sei es auch nur durch List, so such ich sie zu befreien. Ich kenne manche der Komissare. Als Kind armer Eltern schien ich ihnen ihresgleichen, daher unverdächtig."

„Ach, Kind! Du kennst die Bestien nicht. Falls unsre Truppen nicht rechtzeitig eintreffen sollten, ist Nina doch verloren. Bleib bei meiner armen Mutter, dort ist jetzt dein Platz!"

„Nein, Paul, ich bin ihr kein Trost. Seitdem sie weiß, daß du mich lieb hast, sieht sie in mir nur diejenige, um deretwillen zwischen euch die ersten harten Worte gefallen sind. Sie liebt mich nicht mehr. Deine Eltern aber waren gut zu mir, seitdem ich denken kann. Aus dem Elend heraus haben sie mich zu Ninas Gespielin, dann zu einer fast gleichberechtigten Tochter erhoben. Sollte ich denn nicht nun dan-

ken in der Art, die mir allein zu Gebote steht?"

„Maria! Du Gute!" stammelte Paul. Jetzt wußte er, kein Wort von ihm würde sie von ihrem Vorsatz abbringen.

„Nein!" antwortet sie herb. „Ich bin keine Gute, Paul! Dir — dir sage ich es jetzt in dieser Stunde, daß wir uns vielleicht auf Erden...?" Sie schluchzte. Dann fuhr sie fort: „Ich suche meinen Vorteil. Tu es — um Lohn! Der Gedanke läßt mich nicht los: Deine Eltern, die wahrhaft vornehmen Menschen, werden uns ihre Einwilligung nicht mehr versagen, wenn es mir gelingen sollte Nina zurückzubringen. Ja, Paul, so berechnet bin ich! Ich will meinen Lohn, ich kämpfe für unser, für dein Glück!"

„Ach, Liebste! Als ob es für mich noch solcher Einwilligung bedürfe. Sollte ich wiederkehren, so wirst du meine Frau. So oder so!"

Sie lehnte sich in seinen Arm, aber sie schüttelte müde den Kopf. Sie kannte ihn von den Kinderjahren her.

Er war kaum älter als sie selbst. Als einziger Sohn vermögender Eltern hatte er bisher nur Sonnenschein im Leben kennengelernt. In vielen Dingen war er noch ein Kind und keineswegs geschaffen, schwere Arbeit und Not auf sich zu nehmen, wie es ein Leben, unabhängig von seinen Eltern, bedeutet hätte.

Paul verstand ihr Schweigen und sagte: „Maria! Ich habe doch gesunde Arme, und du, du hast mich lieb!"

Ja, sie wußte, er würde unter allen Umständen sein Wort ihr gegenüber einlösen. Aber sie wußte auch, er würde bei dem Kampf erliegen. Die Eltern waren geradeausschauende Menschen. Für sie gab es nur das Gebot traditionell erkannter Pflicht. Und die Burgaus hatten seit Menschengedenken ihre Lebensgefährtinnen stets immer in ihrem Stande gesucht. Sie würden in der Annahme, der Sohn müßte von seiner Pflicht durchdrungen, den Plan aufgeben, nicht in diese Heirat willigen, es sei denn, daß Maria sozusagen, durch eine Tat selbst geadelt. So rechnete Maria. In dem Fall würde der Burgaus Anerkennung und ihr Dankgefühl größer sein als anerzogener Familienstolz. Nun fuhr Maria zusammen: „Still! Man kommt! Paul! Fort! O, Paul, Geh! Ich fleh dich an! Siehst du nicht? Das Tor dort öffnet sich."

Paul blieb trotzig stehen. „Mögen sie kommen!"

Er zerrte seinen Revolver aus der Tasche. „Von einigen wenigstens könnte ich die Welt befreien!"

Maria zerrte ihn in Todesangst in den Schatten einer Mauer zurück. „Paul!" flehte sie leise. „So versteh doch! Wenn man mich an deiner Seite sieht, wäre ich auch verloren. Als Baronsbraut gälte mir der erste Schuß. Verzweiflung trat in ihr junges Gesicht. Durfte er sie denn mit sich in den Tod ziehen? „Paul!" flehte sie leise, als sie durch sein Schwanken neuen Mut für sein Leben faßte, „man hält mich für eure Dienerin; sie glauben, ich dächte wie sie. Man tut mir nichts, wenn man mich ohne dich sieht. Und, o Paul, ich will leben, will mich für dich erhalten. Alles wird noch gut, denn Gott ist unser Vater."

Sie entwand sich seinen Armen und trat bebend zur Seite. Dann mit leidenschaftlicher Gebärde wehrte sie ihn von sich ab. Lippen, Augen und Hände flehten. Dann strauchelte er, blind von Tränen, den Weg, auf dem er gekommen war, zurück. —

Das Tor hatte sich mittlerweile weit geöffnet. Man hörte wilde, von Nervosität heisere Kommandorufe, Schimpfen und Fluchen prasselte dazwischen. Dann wurden gesattelte Pferde, heubeladene Schlitten, Kanonen und Protzwagen sichtbar. Nach denen ein Trupp Soldaten in der wildanmutenden Uniformierung der Sowjetarmee: die hohe Lammfellmütze auf dem Kopf, Flinte und Schleppsäbel an breiten, über der Brust gekreuzten Lederriemen. So kamen sie daher. Dann folgte ein schier endloser Zug von Frauen jeden Alters. Die Geiseln. Deren Gesichter waren fahl und von Hunger und Krankheit entstellt. Ihre Schritte waren gehemmt. Greisinnen stützten sich auf junge Schultern. Wer noch über ein Rest von Kräften verfügte, stellte sie dem noch schwächeren zur Verfügung. Trug noch mit den eignen Bündeln die Habseligkeiten der andern.

Der Schneesturm schüttelte Wolken von Eiskristallen auf die gesenkten Häupter nieder, hüllte sie ein, als wollte selbst die Natur das Elend der Aermsten verdecken. Aber nur körperlich schienen diese gebrochen. Der Mut derjenigen, die einst Herrinnen ihrer jetzigen Peiniger waren, schien unvermindert stark. Keine von ihnen hatte um Freiheit oder Leben gefleht. Sie alle waren sich treu geblieben. In dieser Stunde war ihr Sinn noch für dienende Liebe gestellt und auch den rohen Witzen, sowie den brutalen Anschreien ihrer Häscher gegenüber bewahrten

sie die würdige Höflichkeit, weil sie eine andre Sprache nicht kannten. Es war ein beständiges Hin- und Herrennen um die daherschreitenden und strauchelnden Frauen. Ein ängstliches Tuscheln, der Feind, die Weißen seien schon in Mitau, ob man ihnen nur diesmal entwischen würde. Immer wieder, wohl um die Nervosität austoben zu lassen, wurden Schüsse abgegeben. Die Kommissare hatten sich mittlerweise zu Pferde gesetzt, andere in ihre Schlitten geworfen und die Soldaten bildeten Spalier um die wehrlosen Frauen. Fortsetzung folgt.

Gottes Finger

In einer kalten Dezembernacht, so erzählt ein Kaufmann, kehrte ich aus der Stadt nach meinem Hause zurück, das eine Meile von derselben entfernt in einem anderen Orte lag. Der Himmel war so dunkel, daß ich froh war, endlich die erste Laterne in der Vorstadt meiner Heimat zu erreichen und bei dem Lichte nach meiner Uhr sehen zu können. Es war drei Minuten vor zwölf. Als ich von meiner Uhr aufblickte, fuhr ich beim Anschauen eines Mannes zusammen, der mir gerade gegenüber stand. Wir sahen uns einen Augenblick an; aber das genügte, um seine Gesichtszüge meinem Gedächtnis unvergeßlich einzuprägen. Ein großer Mann in fadenscheinigem schwarzen Rock, mit blassem Gesicht, tiefliegenden Augen, langem, unordentlichen Bart stand vor mir. In sehr höflichem Tone fragte er mich nach der Zeit, dankte für meine Antwort, bot gute Nacht und verschwand in der Dunkelheit.

Einige Wochen vergingen; ich hatte den Vorfall vergessen. Geschäfte führten mich öfters nach der Stadt L. Als ich eines Abends von dort kam, hatte ich in der Nacht einen lebhaften Traum. Mir war, als stände ich auf einem hohen Berg; neben mir stand eine verhüllte Gestalt, die mich mit gebietender Gebärde nach der Stadt L. hinwies. Darauf erwachte ich. In der nächsten Nacht hatte ich denselben Traum und ebenso in der dritten. Jedoch war das Gesicht in der dritten Nacht am lebhaftesten.

An demselben Tage erhielt ich ein Schreiben von meinem Geschäftsführer in L., worin ich ersucht wurde, mich um ein Uhr daselbst einzufinden. Der Eisenbahnwagen, in dem ich Platz nahm, war voll Rechtsgelehrter. Sie besprachen einen Fall, der heute zu Ende kommen sollte. Ich fragte einen mir bekannten Advokaten, um was es sich handle. Er gab mir folgende Auskunft: „Ein Kommis, der aus seiner Stellung entlassen war, wird angeklagt, den Kassierer des Geschäftshauses ermordet zu haben. Wenn Sie Zeit haben, der Verhandlung beizuwohnen, will ich Sie mitnehmen.“ Da ich einige Stunden zu meiner Verfügung hatte, nahm ich das Anerbieten an.

Im Sitzungssaal, der voller Frauen war, konnte ich von dem Angeklagten, der hinter einer Dame mit riesigem Kopfputz saß, lange nichts sehen. Als ich ihn erblickte, erschrak ich unwillkürlich. Wo hatte ich das Gesicht schon gesehen? Er heftete seine Augen auf mich. Als ihm dann das Wort vergönnt war, sprach er mit einer Stimme, in der sich das Gefühl des Ernstes seiner Lage ausdrückte: „Es lebt nur einer, nur ein Mann, der meine Unschuld bezeugen kann; dort steht er.“

Mit bleichem Gesicht und ausgestreckten Armen wies er auf mich. Plötzlich erkannte ich ihn. Es war der Mann, den ich unter der Laterne gesehen hatte. Die Verteidigung des Angeklagten stützte sich darauf daß er sich zur Zeit des Verbrechens an einem anderen Ort aufgehalten habe. Ein Zeitraum von zwei Stunden fehlte jedoch in der Beweiskette, und die Anklage behauptete, das Verbrechen sei in diesen zwei Stunden begangen worden. Meine Aussage ergänzte durch die Beibringung des fehlenden Gliedes die Kette, denn der Ort, an welchem ich den Mann gesehen, war so weit von dem Schauplatz des Mordes entfernt, daß er unmöglich zu der Zeit, da der Mord verübt wurde, in der Nähe des Tatortes hätte sein können.

Das war Zufall, wird man sagen. Ich sage aber: Es war Gottes Finger.

Prof. Henry Drummond über die Sünde und ihre Folgen

Es gibt Leute, welche behaupten, die Religion habe die Macht, die Strafe der Sünde hinwegzunehmen. Ich glaube das nicht. Sie und ich, wir müssen die Folgen unserer Sünden, die wir begehen, tragen, denn was der Mensch säet, das wird er ernten. Aber was von uns genommen wird, das ist die Schuld. Die Schuld der Sünde ist für immer von uns genommen durch die eine große Tatsache des Versöhnungstodes unseres Herrn Jesu Christi.

Wenn Sie sich der Trunksucht ergeben, denken Sie nicht, daß die Religion Ihnen einen neuen Körper geben wird. Nein, Sie müssen umkehren, und ich glaube, wenn ein Mann umkehrt, so wird die Gnade Gottes mächtiger als seine Sünde; er wird diese unter sich bringen, aber für die Folgen wird er bezahlen müssen, mit andern Worten, er wird ernten, was er gesäet hat.

Ich kenne einen Mann, der ein Mädchen verführt hatte. Er führte zu jener Zeit ein ausgelassenes Leben, aber nach ein bis zwei Jahren kehrte er um und wurde, was er heute noch ist, einer der hervorragendsten Männer in der christlichen Welt. Aber durch alle seine Erfolge und offenbaren Segnungen lag das Leben dieses Mädchens wie ein Flecken und Schatten auf seiner Seele. Nur drei Personen wußten davon und es war vor zwanzig Jahren geschehen. Er predigte durch ganz England, Schottland und Irland in der Hoffnung, daß diese Frau ihn hören möchte, um gerettet zu werden. In jedem Gebet gedachte er ihrer. Vor nicht langer Zeit war ich in London in einer Versammlung, die er leitete, und nach derselben näherte sich ihm eine Frau mit gesenktem Haupt und weinend: Ich sah sie beieinander stehend. Es war die Frau, welche er während zwanzig Jahren gesucht hatte, um an ihr wieder möglichst gut zu machen, was er an ihr versündigt hatte. Die Last dieser Sünde mußte er durch alle diese langen Jahre tragen, obschon er volle Vergebung von Gott empfangen hatte.

Illustrierter Hausfreund.

Die Todeslager

Wir dachten, es sei bloß der erstmalige Wutausbruch eines entfesselten Elementes, der später allmählich nachlassen und dann sich gänzlich legen würde: als der rote Stern über Rußland aufging und hemmungslos die rote Flut sich durch Städte und Dörfer dahinwälzte, vor nichts Halt machend und nichts verschonend. Nunmehr ist es allerweltsklar: der Bolschewismus ist eine Willenserscheinung ohne Weiterentwicklungsmöglichkeiten und als solche wird er sich treu bleiben bis zu seinem früheren oder späteren Ende: treu in seiner Gier zur Verneinung und Vernichtung.

Ganze Stände und Berufe unterliegen der Anordnung der kommunistischen Partei, der physischen Vernichtung, wozu der Begründer der Tscheka, Dserschinski, gelegentlich einer Zusammenkunft der Leiter der Geheimabteilungen in Moskau folgende Erläuterungen gab: „Die Kontre-Revolutionäre, Pfaffen, Mönche, Sektierer, wohlhabende Bauern sind unsre erbittertsten Feinde. Je eher wir uns ihrer entledigen, um so rascher nähern wir uns dem Sozialismus. Wenn dieses Publikum jetzt auch nichts Kontre-Revolutionäres unternimmt, weil wir ihnen die Kehle zugezogen haben, so heißt es nicht, daß wir es in Ruhe lassen dürfen. Keineswegs! Dieses Publikum ist aus derartigem Teig geformt, daß man von ihm in jedem geeigneten Augenblick das Messer in den Rücken erwarten kann. Ein grausamer und zäher Kampf mit diesem Element, ein Kampf, bei welchem wir keine Methoden verabscheuen dürfen, ein Kampf, an dessen Endziel kein Pfaffe, Mönch und Sektierer am Leben bleiben darf, — das ist unsre Tschekistenlosung, an die jeder ehrliche Tschekist jeden Augenblick denken, und von der er sich bei seiner Alltagsarbeit leiten muß. Bis zum Jahre 1923 wurde dieses System der Vernichtung unbequemer Menschen hauptsächlich in den Kellern der Tscheka vorgenommen.

Dann besann man sich eines besseren: „Wozu", so sagte sich die Tscheka, „soll man die Kontre-Revolutionäre, die Pfaffen, Mönche, Sektierer, die wohlhabenden Bauern, und alle diejenigen, die aus ähnlichen Teig geformt sind, ohne Nutzen vernichten: sie sollen erst Arbeit für die Sowjets leisten, und wenn jeder dieser Schädlinge „das volle Maß menschenmöglicher Arbeit getan hat, verschwinden sie von selber, aber an ihrer Stelle erhalten wir das durch sie angefertigte Export-Holz".

Das war die Geburtsstunde einer wohl in aller Welt einzig dastehenden Einrichtung: der nordischen Lager der besonderen Bestimmung der Tscheka, im Volksmunde „Todeslager" genannt; wo, sagt, ein von dort entronnener Tschekist, menschliche Qualen und Tränen, Blut und Leben umgesetzt werden in billiges Exportholz, das dann den Welt-Holzmarkt überflutet. Zu Anfang 1923 gab es diese „Todeslager" nur im Norden des europäischen Rußlands: in den Gouvernement Archangels und Olonezk. Dann aber wuchs die Zahl der Opfer dieses „sozial-wirtschaftlichen" und „materialistisch-weltanschaulichen" Systems so rasch, daß die vorhandenen Gefängnisse nicht mehr ausreichten, auch eigneten sie sich nicht zur völligen Aus-

beutung der Arbeitskraft der Eingekerkerten und zu derer physischen Vernichtung in Massen, still und unbemerkt. Seit 1929 überzog man mit einem Netz dieser Todesstätten die Randgebiete Sowjet-Rußlands: am Ural, im Turkestan, in Sibirien und fernem Osten.

Die Gesamtzahl der Totgeweihten liegt nicht unter zwei Millionen. Diese Millionenmasse setzt sich zusammen aus Menschen beiderlei Geschlechts, jeden Alters, vom 13. Lebensjahre angefangen, aller sozialen Gruppen und Völkerschaften Rußlands.

Eine dieser Gruppen sind die Personen geistlichen Standes: Priester verschiedenster Bekenntnisse, Mönche, Sektierer. Der Kampf gegen die Religion, der der Geheimabteilung der Tscheka obliegt, wurde Mitte 1923 anders geführt als gegen sonstige Aeußerungen der Kontre-Revolutionäre: man begnügte sich zunächst mit „antireligiösen Ansprachen". Bei diesen Ansprachen wurden als Gottlosenvertreter speziell hierzu abgerichtete Arbeiter, Jugendbündler und Bündlerinnen vorgeschickt. Bei diesen Kundgebungen verstand es die Tscheka, durch ihre Spitzel die aktivsten unter der Geistlichkeit und Gemeindeglieder zu ermitteln und so die nötigen Verzeichnisse der Opfer fertigzustellen.

Diese Kampfesweise versagte durch die Niederlagen, die dem Gottesglauben nicht gewachsen waren. Das Volk stellte sich auf Seite des Siegers. Dann wurde die „lebendige Kirche" gegründet, die Spaltung in den kirchlichen Lagern herbeiführen sollte. Aber auch diese Methode versagte. Man griff auf Anweisung der kommunistischen Partei auf radikalere Mittel: man schloß die Kirchen und verbannte gleichzeitig die Geistlichkeit in die Todeslager.

Am 1. Mai befanden sich hier an Mönchen und Geistlichen aller Bekenntnisse etwa 10.000 Menschen, die mit Vorliebe in den dem Gebrauch entzogenen Kirchen untergebracht werden, die niemals geheizt, niemals gesäubert werden. Die Tagesrationen für diese Armen bestehen aus 300 Gramm denkbar schlechtestem Brot, halbstinkigen Fischen und warmem Wasser, wobei bei Nichtausführung seiner Tagesaufgabe an schwerster Holzarbeit diese Rationen noch verringert werden und der Sträfling in einen mit nassem Lehm und menschlichen Abfällen kniehoch ausgefüllten Raum gesperrt wird; bis er, von Müdigkeit überwältigt, in diesen Schmutz fällt und besinnungslos liegen bleibt.

Von den Personen geistlichen Standes wird verlangt, daß sie selbst bei den schwersten Holzarbeiten ihre Talare und Brustkreuze tragen müssen; verlaust, verschmutzt, legen sie sich in dieser Bekleidung auf die mit Tannenzweigen belegten Schlafbretter nieder und stehen zu derselben Arbeit wieder auf. Für sie gibt es noch eine besonders erdachte Strafe: in den Aermeln eines Ueberziehers wird ein drei bis vier Meter langer Stock gesteckt, in die so gespreizten Aermel steckt der Geistliche seine Arme, worauf der Ueberzieher mit einem Strick dem Sträfling fest um die Taille gebunden wird, so erhält die ganze Figur die Form des Kreuzes und als wandelnder „Gekreuzigter" muß der so Verhöhnte, wo er immer wieder an den Zweigen und Bäumen hängen bleibt, einhergehen.

Unter den hier herrschenden unhygienischen Verhältnissen hält der Tod große Siege. Viele sterben eines natürlichen Todes, andere empören sich gegen dieses Hinmorden und werden erschossen, die letzten begehen aus Verzweiflung Selbstmord. Unser Gewährsmann sagt, was man hier sieht, sind wandelnde Leichen, in Lumpen und Fetzen, bis zur Unkenntlichkeit bleich und mager, mit Schmutz und eiternden Wunden bedeckt. Alle Völkerschaften Rußlands sind vertreten; man hört hier in allen Sprachen reden, beten, fluchen.

Fünfjahresplan zur Ausrottung der Religion

Aus der Sowjetunion kommen Nachrichten über ein neues Dekret des Rates der Volkskommissare (Stalin, Jaroslawski und Lukatschewski). Dieses Dekret enthält einen Fünfjahresplan für die restlose Ausrottung der Religion und vollständige Vernichtung der Kirche, über den u. a. die „Times" nähere Mitteilung macht. Es ist das soeben bekanntgewordene Dekret des Rates der Volkskommissare, also der obersten Staatsbehörde der Sowjetunion, das einen detaillierten Plan für die restlose Ausrottung der Religion und vollständige Vernichtung der Kirche für das Jahrfünft 1932/37 enthält. — Das Dekret geht aus von Stalin, Jaroslawski und Lukatschewski und hat folgenden Inhalt: 1. Es wird ein genauer Plan über die Schließung sämtlicher Kirchen und Gebetshäuser aufgestellt, mit der Maßgabe, daß bis zum Frühjahr 1937 alle solche Gebäude geschlossen oder in Klubs, Kinos u. a. „Kultur-

stätten" verwandelt sind. Die Hauptaktion soll erst mit dem Ablauf des Jahres 1933 beginnen. — 2. Das zweite Jahr des „Gottlosen-Fünfjahresplanes" — 1933 — dient der Liquidierung der religiösen Zellen innerhalb der Familien durch eine gesteigerte Aktivität des Gottlosenverbandes, Ueberwachung und Zersetzung der Familien. — 3. In demselben Jahr 1933 werden alle religiös gesinnten Personen aus allen staatlichen Betrieben, Büros, Läden und Behörden entfernt. — 4. Die gesamte religiöse Literatur, Bücher, Zeitschriften, Broschüren usw., wird restlos verboten. — 5. Alle „religiösen Kulte" werden verboten und unterbunden. — 6. Das dritte Jahr — 1934 — dient der „Aktivierung der Gottlosenzellen". Bis dahin sollen mindestens 150 religionsfeindliche Filme hergestellt sein, die insbesondere in den Schulen gezeigt werden. — 7. Alle „Kultdiener", die sich weigern, auf ihr geistliches Amt zu verzichten, sollen aus den Grenzen der Sowjetunion verbannt werden. — 8. Im vierten Jahr soll der Hauptnachdruck auf die Schließung der Kirchengebäude und auf die Erfassung auch der letzten Zufluchtsstätten eines religiösen Lebens gelegt werden. — 9. Das letzte Jahr — 1936 — dient der Vollendung des „Gottlosen-Fünfjahresplans", an dessen Ende die Sowjetunion von den letzten Spuren der Religion befreit sein soll. — Es ist bezeichnend, daß im gleichen Augenblick, wo die bolschewistische Wirtschaftspolitik unter den Zwang der Verhältnisse eine Milderung erfährt, die bolschewistische Kulturpolitik bis zur äußersten Grenze vorwärtsgetrieben wird. Und ebenso bezeichnend, daß jener Gottlosen-Fünfjahresplan nicht wie sonst von dem Bund kämpfender Gottloser, sondern von der obersten Staatsbehörde der Sowjetunion selbst ausgegeben wird. Ueber die Tragweite dieses ungeheuer verschärften Ausrottungskampfes gegen die Religion bedarf es kaum eines Wortes.

Das Neueste der Woche

Die Budgetbesprechungen im Sejm. Das Staatsbudget kam zur Besprechung im Sejm und gab den verschiedenen Parteien Gelegenheit die einzelnen Ministerien und auch die Zustände, die durch die Wirtschaftskrise und Uebergriffe einzelner Beamten entstanden sind, zu beleuchten. Es kamen manche unerquickliche Zustände vor die Oeffentlichkeit und als Zeichen des Protestes lehnten einzelne Parteien die Annahme des Haushaltvorschlages ab.

Die Brester Angelegenheit vor dem Appellationsgericht. Der seinerzeit laute Brester Protest kam vor ein Apellationsgericht. Da die Angeklagten gegen die Zusammenstellung des Richterkomplexes protestierten und die Ersetzung des einen Richters, welcher seine Parteilichkeit in diesem Prozesse durch eine Aeußerung gezeigt hatte, forderten, ihre Forderung jedoch verworfen wurde, verzichteten sie auf jede Verteidigung. Verteidiger und Angeklagte verließen den Gerichtssaal und die Verhandlung ist vor leeren Anklagebänken und ohne Verteidiger vor sich gegangen.

Meuterei in der holländischen Flotte. Auf einem in Niederländisch-Indien stationierten Kriegsschiff „Die sieben Provinzen" brach eine Meuterei aus. Die Seeoffiziere wurden von den Meuterern verhaftet und das Schiff stach in die See. Holländische Kriegsschiffe wurden mobil gemacht und eine energische Aktion gegen die Meuterer unternommen. Der Befehlshaber des Geschwaders forderte die Meuterer vermittels Funkspruch auf, sich bedingungslos zu ergeben und die Flagge, sowie ein weißes Tuch als Zeichen der Ergebung zu hissen, dabei gab er ihnen zehn Minuten Bedenkzeit. In Erwiderung der Aufforderung wiederholten die Meuterer das von ihnen bereits früher gemachte Angebot sich unter gewissen Bedingungen ergeben zu wollen, wobei sie noch hinzufügten: „Haltet uns nicht für schwach". Nach Ablauf der zehn Minuten wurde von einem das Geschwader begleitenden Flugboot eine Schreckbombe ins Wasser geworfen. Dann wurde eine Bombe ins Schiff geworfen, auf dem ein Brand ausbrach, worauf sich die Meuterer ergaben, das Bombardement hat aber 18 Todesopfer gefordert.

Die Wahrheit über den Gasschutz. Man macht große Propaganda für den Gasschutz. Viel wird geschrieben und manches Beherzigenswerte. Die schweizerische Chemikerin Dr. Woker äußert sich über das „Phosgen" folgendermaßen: „Schaum tritt vor den Mund, das Gesicht verfärbt sich blau und die Pupillen sind erweitert. Der Tod erfolgt mit allen Zeichen schwerster Erstickungsnot unter Krämpfen. Einen Schutz gegen dieses Gas gibt es nicht."

50 Tote und 700 Verletzte. In Neukirchen (Saargebiet) ereignete sich ein außerordentliches Explosionsunglück, das sich in seiner ganzen Ausdehnung noch nicht übersehen läßt. Der größte Gasbehälter des Saargebiets, der ein Fassungsvermögen von 120,000 Kubikmetern und eine Grundfläche von 1550 Quadratmetern bedeckt, ist aus bisher unbekannten Gründen in die Luft geflogen und hat 50 Tote, 200 Schwerverletzte und 450 Leichtverletzte als Opfer gefordert. Das Bild der Stadt erinnert an eine schwere Beschießung des Krieges.

Getreidebörse: Posen: Roggen 15.—, Weizen 27.—, Gerste 13.50, Hafer 13.—, Roggenkleie 9.—, Weizenkleie 9.50. Warschau: Roggen 17.—, Weizen 28.—. Stimmung standhaft.

Geldbörse: Dollar Zl. 8,92. Goldrubel Zl. 4,72.

Wydawca: Unja Zborów Baptystów języka niemieckiego w Polsce

Red. odpow. A. Wenske, Łódź, Dąbrowska 54. Druk: Tow. Wyd. „Kompas", Łódź, Gdańska 130.